

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339869](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339869)

festlich geschmückten Güterhalle Halt machte. Hier wurde unser geliebter Landesherr von dem Bürgermeister der Stadt Konstanz ehrfurchtsvollst begrüßt und Höchstdemselben der innige Dank für das endliche Gelingen des langerstrebten Werkes geziemend ausgesprochen mit dem treuen Wunsche: Gott schütze und erhalte den Großherzog und das Großherzogliche Haus!

Nach der Vorstellung der Behörden, begann in dem herrlich geschmückten denkwürdigen Conciliumsaaale das Festessen, bei welchem manche schöne und tiefe Worte gesprochen wurden die der Wanderer des Raumes wegen nicht anführen kann; aber aufrichtig erfreut hat es ihn, daß aus allen eine tiefe Liebe und Verehrung für das Großherzogliche Haus und die badische Regierung hervorleuchteten, was besonders auch Bundesrath Dubs in den freundlichen Worten kundgab, daß wenn die Schweizer sich je erobern lassen wollten, dies durch Baden geschehen sollte.

Abends kam auch unsere allverehrte Landesmutter die Frau Großherzogin von der Mainau und gegen 8 Uhr kehrten die beiden hohen Gäste in Begleitung der Festkottille unter dem Jubelruf aller Festtheilnehmer auf Schloß Mainau zurück. Auf dem Bankette, das gegen 10 Uhr in dem Conciliumsaaal begann, herrschte die größte Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit, erhöht durch die vortrefflichen Leistungen der hiesigen Regimentsmusik, sowie der beiden Gesangvereine, und so schloß der Hauptfesttag, der in jeder Beziehung als gelungen bezeichnet werden kann.

Auch der zweite Festtag war trotz dem dichten Wolfenschleier sehr besucht. Die Gewerbeausstellung im Stadthause, die mit wirklich prachtvollen Erzeugnissen geziert war und die Weinausstellung gewährten den Festtheilnehmern angenehme Unterhaltung. Sehr großes Interesse bot auch die Gemäldegalerie und die Bibliothek des Edlen von Wessenberg, dessen Wirken und Streben ein Redner am Festmahle ebenfalls in begeisterten und ergreifenden Worten gedacht hatte; ebenfalls zahlreich besucht war die Alterthumssammlung des Herrn Vincent.

Nachmittags fand eine Luftfahrt nach Ueberlingen statt. Abends 9 Uhr begann der Festball im Conciliumsaaale, verschönert durch die Anwesenheit Ihrer Königl. Hoheiten des Großherzogs und Höchstdessen Gemahlin. Freudig

und froh drehten sich die vergnügten Paare in den stattlichen Räumen, und auch der Wanderer war fast seinem Vorsatze, nicht zu walzen, untreu geworden, wenn er sich nur ein klein wenig mehr Zierlichkeit und Geschicklichkeit zugetraut hätte, die ihm freilich auf seinen langjährigen Wanderungen über Berg und Thal abhanden gekommen sind.

Der dritte Festtag öffnete dem Gesamtpublikum den Conciliumsaaal. Tausende gingen ab und zu und versuchten die Glücksgöttin, da gegen Erlegung von 6 Kreuzern das Millofen an den sehr zahlreichen Gewinnsten jedem Eintretenden ermöglicht war. Die Regimentsmusik spielte abermals während des ganzen Bankettes und erst nach Mitternacht trennten sich die fröhlichen Gruppen. So schloß ein Fest, dessen Folgen für die Stadt Konstanz, sowie für den Seckreis überhaupt weitreichende sein werden, und mit Liebe und Dankbarkeit gegen unsern allverehrten Großherzog und unsere hohe Regierung wird Jeder mit dem Wanderer die bedeutenden Opfer anerkennen, mit denen die Herstellung dieser Eisenbahnstrecke verbunden war.

Nur einen Wunsch (vom Wünschen kommt man ja doch nie ab) hat der Wanderer mit dem Wortlaute zweier Inschriften:

Sein Ruf ist: Schweizer bauet fort!  
Frisch auf nach Romanshorn!

Und:

Komm Lukmanier bald herbei,  
Daß des Jubels mehr noch sei!

### Für und gegen die Eisenbahn.

Alles in der Welt findet seine Gegner, aber auch seine Vertheidiger. Ein Theil davon ist ehrlich und vertheidigt bloß die Sache ohne Rücksicht auf Sonderinteresse. Weitauß der größte Theil aber hat nur seine persönlichen Interessen im Auge. Das Urtheil letzterer ist daher nicht maßgebend. Bäcker, Metzger, Wirthe, Kaufleute in kleinern Städten hört man häufig das Wort gegen die Eisenbahn reden, weil — wie sie sagen — Alles an ihnen vorbei fahre; ebenso einzelne Güterbesitzer, die Grundstücke bei der Bahnanlage abtreten müssen. Im Verlauf der Zeit ändern sich je-

Mithras die Götter der Konstantin in Konstanz bei der Conciliumsaaale der Kaiserin

sch die Vertheil...  
ilere Früchten...  
ergrößer Markt...  
men schändl...  
so sich die Ver...  
Wegz bringt...  
nisi zählend...  
Zustandverh...  
Schinken u. v...  
Speche an sch...  
völligen Aht...  
Die weite Ein...  
mehr, die je...  
zu können. Der...  
spracht seine Gü...  
lich die Ver...  
und Willig...  
indem sie trog...  
und Wund...  
im Grundstü...  
a, daß die Gü...  
Bath haben...  
Kern...  
nd der Gemein...  
die von einer...  
Schonen...  
Eisenbahnen...  
für herrsch...  
Bankel, die...  
Wäben Rän...  
Die Perle...  
Vier, Leder...  
Seiden, Baum...  
her aus und...  
gleich theur...  
In den letz...  
reich bei dr...  
wie geh...  
Lauwinde...  
nach Fran...  
Ueberflüß...  
mit einem...  
Will eines...  
Daran ist...  
sch, sondern...  
Alle Länder...  
ind noch...  
Wirtschaft...  
Daß der...  
Kunst...  
Kunst...  
Kunst...

doch diese Urtheile. Der Bäcker bezieht wohlfeilere Früchten und kann mit wenig Auslagen entferntere Marktskätten besuchen; er darf nie einen schnellen Ab- oder Ausschlag befürchten, da sich die Preise stets ausgleichen. — Der Metzger besucht entferntere Orte und Märkte, trifft passendere Einkäufe, kann mit geringen Transportkosten seine Erzeugnisse — Würste, Schinken &c. &c. verschicken. Der Wirth ist im Herbst am schnellsten da, wo der Wein am billigsten steht, um seine Einkäufe zu machen. Die weite Entfernung ist für ihn kein Grund mehr, diese oder jene Weingegend nicht besuchen zu können. Der Kaufmann erhält um billige Fracht seine Güter zugesendet und wenn schließlich diese Gewerbetreibenden ordentliche Waare und billige Preise dem Publikum offeriren, so finden sie trotz der Eisenbahn ihre Rechnung und Abnehmer genug. Dem Güterbesitzer wird sein Grundstück gut bezahlt und jetzt erst erfährt er, daß die Güter in der geringsten Lage hohen Werth haben. Die Güterpreise, also auch die Vermögensverhältnisse des einzelnen Ortsbürgers und der Gemeinden steigen in jeder Gemarkung, die von einer Eisenbahn durchschnitten wird.

Schauen wir aber auf's große Ganze. Wo Eisenbahnen sind, herrscht Verkehr. Wo Verkehr herrscht, ist reges Leben in Handel und Wandel, die Gewerthätigkeit hebt sich; es blühen Künste und Wissenschaft.

Die Preise von Getreide, Fleisch, Holz, Eisen, Lederwaaren, von Pelzwerk, Wollen-, Seiden-, Baumwollstoff &c. &c., gleichen sich eher aus und sind in allen Ländern bereits gleich theuer.

In den letzten 2—3 Jahren würde Frankreich bei drückendem Mangel enorm hohe Fruchtpreise gehabt haben, aber die Eisenbahn führte Tausende von Maltern Weizen aus Ungarn nach Frankreich. Ungarn konnte also seinen Ueberfluß für mäßige Preise verwerthen und mit seinem eigenen Nutzen bewahrte es das Volk eines fernen Landes vor Theuerung.

Daran ist aber weder Ungarn noch Frankreich, sondern bloß die Eisenbahn schuld.

Alle Länder, in denen Eisenbahnen mangeln, sind noch weit zurück in Bildung, Kunst, Wissenschaft, Gewerthätigkeit, Wohlstand &c. &c.

Daß der Dampf von der Eisenbahn an der Kartoffelkrankheit schuld sei, will heut zu Tage

das dümmste Bäuerelein ebensowenig glauben, als daß der Papst sein Volk ohne die Franzosen nicht mehr im Zaum halten könne, seit die Eisenbahn durch römisches Gebiet geht.

### Der überraschte Briefträger.

Der Landbriefträger Müller in Bippingen bezog für seinen täglichen Rundgang durch einen weit ausgedehnten Bezirk, von dem er erst spät Abends und todtmüde heimkehrte, jährlich achtzig Gulden. Davon wurden ihm jedoch monatlich Ein Gulden und dreißig Kreuzer zur Bildung der Amtskaution abgezogen. Seine Familie bestand aus vier Kindern. Seine Frau suchte wohl mit Nähen etwas zu verdienen, allein dies war sehr wenig; denn was kann eine Frau mit vier Kindern arbeiten, wenn sie diese in Ordnung halten und selbst noch für die karge Nahrung sorgen muß. Denn nicht überall gibt es solche Kleinkinderschulen, wie in den meisten größeren Städten, worin die Kleinen, an Leib und Seele versorgt, den Tag spielend und lernend zubringen können.

Die Familie hatte mit bitterer Noth zu kämpfen. Der Winter nahte heran und noch fehlte es an Allem. Sehr früh stellte sich derselbe in seiner ganzen Strenge ein; da fühlten sie erst recht ihre Noth. Frau und Kinder erkäliteten sich dermaßen, daß sie sämmtlich krank wurden, und in der elendesten Lage — Eins konnte dem Andern nicht helfen — vom Manne, den der Dienst gebieterisch rief, zurückgelassen werden mußten. Sie blieben Tag und Nacht auf ihren Lagerstätten liegen und suchten sich so gut wie möglich vor der Kälte zu schützen, denn an Holz gebrach es ihnen gänzlich; obschon der Mann, wenn er ein Gebüsch passirte, hie und da dürreres Reisig und sonstiges kleines Holz fand, dasselbe in kleine Stückchen zerbrach und seine Rock- und Manteltaschen damit füllte, so reichte dies doch nicht hin, um der grimmigen Kälte zu steuern.

Den Landbriefträger, der sein Haus betrübt verließ, erwartete auf der Post eine Neuigkeit, die ihm statt Hülfe vermehrte Mühe brachte.

Es war ein neuer Briefkasten angekommen, der in dem bedeutendsten Kirchdorfe des Landbezirks aufgehängt werden sollte, damit die

Landleute ihre auf die Post zu liefernden Briefe hineinlegen konnten. Er bekam den Auftrag, den Kasten jeden Abend auf der Heimkehr zu öffnen und die darin befindlichen Briefe nach dem Postamt zur Absendung zu bringen. In der tiefsten Traurigkeit des Herzens ging der Arme heute seinem Berufe nach. Was sollte aus seiner Familie werden, wenn der Winter in dieser Gestalt noch länger anhielt? Die Mithätigkeit der Menschen anzusprechen, dazu war weder er, noch seine Frau, noch eines der Kinder im Stande, da sie insgesammt äußerst bescheiden waren. Er dachte nur an Hilfe von oben, da der liebe Herrgott ihm bisher immer durchgeholfen hatte. Den neuen Briefkasten befestigte er an der Kirche des Dorfes, da diese in der Mitte desselben und also beiden Hälften gleich nahe lag.

Dann ging er, in trübe Gedanken über die Noth seiner Angehörigen versunken, seines Weges weiter. Er selbst brachte sich, was seine Nahrung anbetraf, umsonst durch; er hatte für einige Gutsbesitzer Zeitungen mitzubringen, die Bauern konnten darin auch noch sehen, was es wieder Neues in der Welt gibt; auf diese Weise bekam er dann hier ein Schöpple zu trinken, dort was zu essen, so ging das schon, er konnte manchmal noch etwas Speise mit heimbringen, auch gab ihm noch hie und da eine Bäuerin einen Holdertee mit, damit seine Leute schweigen könnten, und er beehrte sich deshalb mehr wie sonst, heim zu kommen zu den Seinen. Bei der Kirche angekommen, wo der Briefkasten war, sah er, daß die Kirche noch offen stand; er ging hinein, sein bekümmertes Herz vor Gott auszuschütten, und that dies auch mit ganzer Inbrunst und Vertrauen, denn nur Gott dachte er, könne ihm helfen. Sichtlich gekräftigt erhob er sich von den Knien und ging wieder aus der Kirche hinaus.

Wie er nun den Briefkasten öffnete, wer beschrieb sein Erstaunen, als mit ein paar Briefen eine Menge Geldmünzen zum Vorschein kamen. Daß der liebe Gott ein Wunder that, dies war gewiß. Er sammelte sämmtliches Geld in seine Brieftasche, während sein Geist nach dem Vater über den Sternen flog, um in Demuth dessen Güte zu preisen. Halb betäubt schritt er mit dem Schatze, den er gar nicht zählte, der Heimath zu.

Der Postmeister glaubte nun nicht an Wunder und suchte dem Ereigniß auf den Grund zu kommen; kein Brief war in dem Kasten, der darauf hindeutete, daß das Geld zu einem solchen gehöre. Eigentlich sollte nun das Geld, welches zwanzig Gulden betrug, der Oberbehörde zur Verfügung zugestellt werden. Allein gerührt von dem traurigen Angesicht Müller's, sprach der Postmeister: nehmt es hin, ich will's ersetzen, wenn's verlangt werden sollte. Voll innigsten Dankes eilte er nun nach Hause.

Wie gerieth aber das Geld in den Briefkasten? An jenem Tage kam eine große Prozession, die einem berühmten Wallfahrtsorte zuströmte, durch das Dorf. Die frommen Pilger hatten sich in der Kirche so erbaut, daß sie beim Heraustreten den Briefkasten für einen Dpfersock ansahen und Jedes sein Opfer brachte. Somit hatte ihre Frömmigkeit, ganz gewiß durch Gottes Fügung, wirklich Gutes gestiftet.

#### Das vom neuen Seekreisler-Expeditionsrath entdeckte Geheimniß.

Die Directoren der Verkehrsanstalten und viele Rosthäte aus den meisten deutschen Staaten waren s. Z. in Frankfurt in geheimer Sitzung beisammen. Was berathen und beschlossen wurde, blieb Geheimniß. Nun will aber unser neuer Expeditionsrath aus der zuverlässigsten Quelle — nämlich durch einen Rosthät, der aus der Schule geplaudert — hinter das Geheimniß gekommen sein und erfahren haben: In jener geheimen Sitzung sei berathen, gefunden und einstimmig zum Beschlusse erhoben worden, es sei mit größter Bestimmtheit anzunehmen, daß der heil. Apostel Paulus seinen Brief an die Corinthier unfrankirt abgesandt und dies künftig zu unterlassen habe. In Bezug auf seine hohe Stellung aber, und der Schwierigkeit der Nacherhebung des Portos, wolle man hier Anstand für beruhend erklären.

#### Wie sich der Bierstehle aus der Stadt mit dem Sepper vom Lande unterhält.

Bierstehle: Guten Tag — Sepper. Wie geht's?

Sepper: So wie geht's, schlecht.

**Biersthl.:** Ja wie so, — der Bauer hat doch wahrlich in dieser ruhigen Zeit und fruchtbaren Jahren nicht die schlimmsten Tage, wenn er sich rühren will.

**Sepper:** Des wohl, aber wenn ein 's Wetter bereits alle Jahre die Ernte vor der Nase wegschlägt, so mein i set's schlimm g'nug.

**Biersthl.:** Ihr müßt in eine Hagelversicherung.

**Sepper:** Jo i weiß wohl. 's legt Jo hr hab is verschwore, i folg miner Alte nime und um jeden Preis geh i in d'Hagelversicherung.

**Biersthl.:** Und habt's nit gethan?

**Sepper:** Freili, aber z'spät. So oft i in's Städtle ging, nahm i mir vor, zum Agent z'gehe; aber etliche mol hab i 's Geld nit ka und dann traf i einigemol de Agent nit. Endli ließ mers fei Ruh. Selbst mei Alte schickte mi am Mittwoch extra zum Agent, und 's kam au Alles in Ordnung, aber no in selbiger Nacht kam 's Unglück über unser Flur. Mei Versicherung war natürl no nit bei der Hauptageniur und war also ungültig.

**Biersthl.:** Das ist freilich Pech; ihr dauert mich. Hat man den Schaden nicht abgeschätzt und eine Collekte veranstaltet?

**Sepper:** Der Bürgermeister und 2 Gemeinderäthe haben z'erst g'schätzt; dann kamen no auswärtige Schätzer, und i hab g'meint, do kumm was raus; aber i hab mi bitter getäuscht. Der Schade auf unsre kleine Gemarkung belief sich auf circa 18,000 fl. und da erhielten wir 65 fl. Steuernachlaß. Davon gingen 28 fl. für die Schätzer in Unkosten auf. Es traf dann bei der Vertheilung 12½ fr. auf's 100 fl. Schaden. Mei Nachbar — der Beit — und i stellten den Antrag, die 37 fl. in d'Armetass' z'werfe, aber die Andern waren engherzig g'nug, die Paar Kreuzer wenigstens als Biergeld einzustecke.

**Biersthl.:** War dies Alles?

**Sepper:** Jo für solche, die nit als Bettler 'rum ziehe wollte. Freili Viele, dene es fei Ahr gekrümmt, weil sie keine hatten — andere, die nur geringen Schaden litten, zogen in der ganzen Gegend herum, ja über die angrenzenden Amtsbezirke hinaus. Diese hatten dann die besten Zeiten und verkauften nit selten die gebettelte Frucht, um in Wirthshäusern 'rum

z'siße. Man mußte sich anfangs ordentlich schämen, wenn man auswärts kam. Unser Ort kam ganz in Mißkredit und in üblen Ruf.

**Biersthl.:** Also die, welche großen Schaden litten, gingen leer aus und konnten ihren Zins entleihen und die Andern betrieben einen professionsmäßigen Bettel?

**Sepper:** Jo, grad so. Mir hat's nit g'falle und i kann's nit begreife, daß unsere Herre, die sonst in alle Sache so g'scheidt sind, hier fei Aenderung treffe. Mit dene Hagelversicherunge ist's scho recht, aber warum 's Geld immer ins Ausland schicke. Man geht ein- oder zweimal in d'Versicherung; hagelts nit, so laßt man's das drittemal wieder gelten und wenn's dann wieder hagelt, ist man nit in der Versicherung g'weise und schlägt d'Händ überem Kopf z'samme.

**Biersthl.:** Ich weiß schon, was ihr sagen wollt. Eine Landesversicherung wäre praktischer.

**Sepper:** Jo des — des ist scho lang mei Wunsch; wenn's denn Hagle würd, so dürft mer nit hinter de Ohre fraze und sich Vorwürf mache, daß mer vergesse hab, in d'Versicherung z'gehn; 's ist au forios. Eine Häuserversicherung ist g'fehlich z'Stand kumme, fogar in unsere Verfassung vorg'sehe, und do sind in de Regel d'Lüt selber schuld, wenn's brennt, aber wenn's hagelt, do können d'Lüt nint dra mache, des laßt en Andere kumme. I mein des wär vernünftiger, als e Häuserversicherung, wiewohl i nit wünsch, daß diese aufhöre soll.

**Biersthl.:** Ich hab legt in der Zeitung gelesen von Mannheim aus, man solle auch den Zwang der Häuserversicherung aufheben und es Jedem freistellen, sich beliebig versichern zu lassen.

**Sepper:** Jo des wär weit g'fehlt. Do gings, wie mit de Hagelversicherung, wenn's brenne würd, wär mer nit in de Versicherung. Wer wollte dann noch Geld auf Häuser leihen. Damit würde unser Kredit ganz zu Grunde geh'n.

**Biersthl.:** Sehr gut, Sepper, und ich glaube, daß dieser Mannheimer ganz allein steht, aber er sagt eben so: wir mit unsern feuerfesten Häusern in der Stadt müssen den Schwarzwäldern für ihre Strohhüten gutstehen.

**Sepper:** Jo, des hät zwar was für sich.

**Biersthl.:** Unsere Landstände haben ein

neues Gesetz verathen, daß jetzt der Staat wieder das ganze Gebäude in die Versicherung nimmt und nicht nur vier Fünftel. Dies ist wohl das Beste. Es hebt den Kredit. Die Erfahrung hat gezeigt, daß ein Fünftel in der Versicherung einer Privatgesellschaft durchschnittlich eben so viel kostet, als die übrigen vier Fünftel in der Landesversicherung.

Sepper: So des g'fällt mer au. Wenn's nur au so wär mit der Hagelversicherung.

Biersthl.: Das kam schon öfters zur Sprache, aber ging bei den Landständen noch nie durch. Die Abgeordneten aus den Rheingegenden waren stets dagegen. Sie sagen: Es hagle bei ihnen nie oder nur selten.

Sepper: Sie habens aber au nit schriftli und erst vor einigen Jahren hats bei Offenburg wacker g'hagelt und im August d. J. bei Müllheim. Da wäre aber leicht z'helfen. Man könnte ja Klassen machen, wie bei der Feuerversicherung, dann würden solche Gegenden, in denen es wenig hagelt, nit ungerecht mitg'nomme.

Biersthl.: Dies find' ich richtig und wenn für jeden Kreis 3—4 Schäger gewählt wären, so kämen die Unkosten nicht gar hoch und der Bürger dürfte nicht den ganzen Sommer in Aengsten leben.

Sepper: Dies sollte man doch bei den Landständen allgemein beantragen. Die landwirtschaftlichen Vereine sollten sich besonders drum annehmen; denn der Bauer geht, wie gesagt, ein- oder zweimal in Versicherung und wenn's g'rad nit hagelt, so laßt er's wieder bleiben. Wenn's denn hagelt, so ist er nit in der Versicherung und sein Geld hat er früher an Privatg'sellschaft g'schickt.

Biersthl.: Ihr habt ganz recht. So ist's und wird nicht bald anders werden. Eine Landesversicherung wäre zeitgemäß und praktisch. Das lästige Betteln wüde dann natürlich auch aufhören.

Aber so lang keine Landesversicherung zu Stande kommt, so möchte ich doch jedem rathen, gleich im Frühjahr in eine solide Hagelversicherung zu gehen. Man fährt in der Regel bei der Schätzung nicht schlecht. Auch kostet es ja nicht mehr, als wenn man erst 14 Tage vor der Ernte sich noch versichern läßt. Die Aengsten könnte man sich dann den Sommer über ersparen.

Sepper: Wenn einer alle Johr in d'Hagelversicherung geht, der bezahlt jedenfalls viel mehr, als wenn er in der Landesversicherung g'wese wär, und wer nie nei geht, der hat, wenn's ihm nur alle zehn Johr 1mol hagelt, mehr Schaden, als wenn er in der Landesversicherung g'wese wär.

Biersthl.: Das ist wahr, und wüde eine Landesversicherung hinlänglich rechtfertigen.

### Der Dreikönigstag.

In einem kleinen Orte unweit des See's begann ein Schmied erst in der Weihnachtswoche mit dem Dreschen. Es häuften sich aber die Sonn- und Feiertage so aufeinander, daß der häusliche Schmied dieselben anfangs verwünschte und es unbegreiflich fand, daß sein Dienstabub das größte Wohlbehagen an denselben hatte.

Am 4. Januar war's Sonntag. Nun, sagte Meister Schmied zu seinem Weibe: Jetzt kommt doch endlich wieder einmal eine ganze Woche. Gott Lob und Dank. Die Feiertage brachten mich ganz aus dem Kurs. Am Montag wurde wacker gedroschen. Abends sagte der Meister zur Agnes, der Tagelöhnerin, komme morgen zeilich, daß wir auch etwas richten.

„Morgen ist's ja Feiertag“, sagte kleinlaut der Dienstabub. Meister: „Jetzt horch den Kerl! Hat er noch nicht genug, möcht schon wieder Feiertag haben.“

Morgen kam die Agnes schon in aller Frühe; es wurde fest gedroschen, daß man's im ganzen Dorfe hörte.

Bald darauf erschienen einige Rossbuben vor der Scheune und fingen ein arges Gelächter an. Der Schmied aber sagte zornig: „Macht daß ihr fortkommt, ihr werdet auch noch zu dreschen genug haben“, und schlug das Thor zu. Der Dienstabub kleinlaut: „Es ist eben Feiertag.“ Schmied: „Kerl, jetzt fangst ein, wenn du nochmals vom Feiertag redest.“

Kaum war abgedroschen, so erschien des Betters Knecht und sagte, ob sie denn nicht wüßten, daß es heute Dreikönigstag sei. Der ganze Ort rede von ihnen. Der Schmied machte ein ziemlich langes und der Dienstabub ein freudiges Gesicht.

Die dum  
Jahr jüngst an  
nächst, Winter  
der neuen W  
sich gar sehr, wie  
der neuen, Trich  
der Worte nich  
zu preisen, wie  
feien, und daß  
war ihre sech  
Der Nachmitt  
zur Heilbr  
einer Fremdin  
Drei den Zug d  
Sohn und Loh  
Wag zu erhalten  
bahn, besond  
Bogend, wie d  
männchenwerth  
Die Zwei h  
ren da aus der  
der die Warte  
noch e bigele  
nicht unter  
nicht auf's S  
und jort ist er  
Es, ei, ruf  
Rindern noch  
e bei bigele g  
wol! Aber w  
noch e Schöpp  
du mit dem ant  
so boom! Ge  
Schöpple getrun  
terle auf den B  
nächste Staien  
mer verpäten  
ein Lager  
ist eben auch  
würde es ihr  
bei ihr einsehr  
Schöpple e big  
plandern. Aber  
und dentt eben  
auch mitnehme  
wieder und fo  
„Jetzt hab  
reit sie weiter  
ihnen Bafpuz

### Die dumme Eisenbahn.

Zuhr jüngst an einem schönen Morgen ein rebselig Mütterlein mit Sohn und Tochter auf der neuen Eisenbahn landabwärts und freute sich gar sehr, wie bequem und schnell man mit der neuen „Trichtung“ reisen kann, und konnte der Worte nicht genug finden, zu loben und zu preisen, wie geschickt die Leute jetzt geworden seien, und daß man s' Fliegen auch bald lerne, war ihre feste Ueberzeugung.

Der Nachmittag kommt und mit ihm die Zeit zur Heimfahrt. Bei der Wirthin am Bahnhofe, einer Freundin aus alter Zeit, erwarten die Drei den Zug, der auch in Bälde heranbraust. Sohn und Tochter beilen sich, einen guten Platz zu erhalten, denn das ist auf der Eisenbahn, besonders wenn's durch eine so schöne Gegend, wie die am Bodensee geht, immer wünschenswerth.

Die Zwei sitzen bald im Wagen und rufen von da aus der Mutter, sie möge doch kommen; aber die Mutter hat die löbliche Gewohnheit, „noch e bigele zu schwägen“, der sie auch jetzt nicht untreu wird, der Zug aber hört eben nicht auf's Schwägen, und s' pfeift und rasselt und fort ist er!

„Si, ei, ruft jetzt s' Mütterle und winkt den Kindern noch und meint: „Hab' jetzt doch nur e klei bigele g'schwägt und sie warten nit e mol!“ Aber was ist zu machen? „Trink du noch e Schöpple“, sagt die Wirthin, „und fahr' du mit dem andern Zug; kommst heut' immer no hoam!“ Gesagt, gethan; aber nachdem das Schöpple getrunken war, da macht sich s' Mütterle auf den Weg und will dem Zug auf die nächste Station vorlaufen, daß sie sich ja nimmer verspäten kann, — und das war jedenfalls ein kluger Gedanke. Doch die Wirthin in A. ist eben auch eine gute Freundin, und diese würde es ihr nicht verzeihen, wenn sie nicht bei ihr einkehrte, sei's auch nur, um beim e Schöpple e bigele von der guten alten Zeit zu plaudern. Aber sie plaudern und der Zug kommt und denkt eben nicht daran, daß er s' Mütterle auch mitnehmen sollte, und s' pfeift und rasselt wieder und fort ist er!

„Jetzt hab' i doch nur e bigele g'schwägt“, ruft sie weinerlich und schaut betrübt dem staltlichen Bahnzuge nach und meint:

„Die Isebahn ist doch e dumme Trichtung!“  
Was thun? Sie muß eben jetzt heim laufen! s' Ist zwar herb für eine Frau, nach des Tages Mühen noch 2½ Stunden zu marschieren, aber sie geht getrost in der beruhigenden Gewißheit, daß sie ja nnr e bigele g'schwägt hat! Keuchend kommt sie spät Abends nach Hause, und als die Kinder sie bedauern und trösten, betheuert sie heilig, sie hätt' ja nur e bigele g'schwägt! „Aber,“ ruft sie feierlich, „die dumm' Isebahn kriegt mich nimmer!“

### Freunde bis in's Grab.

Vor dem Thore des kleinen Städtchens B. wohnte in einem schönen, guterhaltenen Häuschen der Jörge-Toni mit seiner Tochter Marie. Er mochte ungefähr 48 Jahre zählen, war von Natur gutmüthig und aufrichtig und von Jedermann gut gelitten. Aber seit dem Tode seiner treuen Ehehälfte, der wackeren Etine, wie er sie nannte, kam er zu keiner frohen Stunde mehr; betrübt schlich er umher, und um sich zu vergessen, wie man gewöhnlich sagt, fing er an, bei seinem Nachbar, dem Kranzwirth, recht tüchtig zu trinken und zwar sehr oft über den Durst, und wenn er dann so recht umnebelt war, brach er in stilles Weinen und Klagen aus, trank den Wein mit Thränen vermischt, bis er einschlief oder umfiel, und so trieb er's oft viele Tage hintereinander. Der guten Marie, die jetzt gerade ihr 19. Lebensjahr erreicht hatte, lag dies neue Kreuz gar sehr auf dem Herzen, besonders da, abgesehen von dem Geldaufwande, der zu einem solchen Leben gehört, die Gesundheit ihres Vaters durchaus nicht so fest war, um solch' ein Treiben lange aushalten zu können. An Bitten und Ermahnungen ließ sie's nicht fehlen, und der Jörge-Toni versprach auch jedesmal, abzulassen von seinem wüsten Thun; aber wenn's gegen Abend ging, da trieb's ihn mit Ulgewalt hinüber in den lieben Kranz, wenn auch nur, um ein einzig Schöpple zu trinken, wie er sagte.

Doch auch ein anderer Grund war's, der den Jörge-Toni jetzt mehr als je antrieb, sein Plätzchen im Kranze nicht leer stehen zu lassen: er hatte nämlich einen guten Kameraden gefunden, der erst aus Amerika heimgekehrt war,

ebenfalls tüchtig trank, viel von den fremden Ländern zu erzählen wußte, und dann weinte und klagte, wenn er zu tief in's Glas geschaut hatte.

Verwandte Geister ziehen sich an, das ist eine alte Sache, und hier war's auch nicht anders. Der Amerikanerfris, so nannte man den neuen Gast im Kranze, hatte aber noch einen andern Grund, der ihn bestimmte, mit dem ziemlich begüterten Jörge-Toni gut Freund zu machen; er war nämlich trotz seines glänzenden Auftretens fast ruinirt und brauchte Geld, um wieder auf feste Füße zu kommen, und da sollte nun Jörge-Toni's Mariechen, die — beiläufig gesagt — ein bildhübsches Mädchen war, so schön, wie sie nur immer ein Romanschreiber malen könnte, den Anhaltspunkt geben; und als die beiden Freunde wieder einmal Abends im lieben Kranze beim achten Schöppl saßen, da rückte der Amerikanerfris heraus mit seinem Antrage und versicherte hoch und theuer, wie gut es Marie bei ihm haben sollte und wie er sie auf den Händen tragen wolle, und machte eben gar viele schöne Worte, wie er's in der Fremde gelernt hatte, so daß dem Jörge-Toni ganz warm um's Herz wurde; und als das neunte Schöppl kam, da umarmte der Jörge-Toni unter Thränen den zukünftigen Schwiegersohn, und als er bei diesem Anlasse wieder an seine liebe Stine dachte, da wollte das Weinen und Klagen und das Umarmen sein Ende nehmen. Kurz, der Jörge-Toni gab sein Wort und den Handschlag und der Kranzwirth mußte Zeuge sein, so wollte es der Amerikanerfris.

Aber Mariechen wollte von dieser Heirath durchaus nichts wissen und erklärte offen und fest, daß sie nie und nimmer ihre Hand dem Amerikaner geben werde; hatte sie ja doch schon lange einem Andern in Liebe und Treue ihr Herz geschenkt, und er sollte jetzt bald heimkehren aus der Fremde und dann sollte Hochzeit sein; so hatte Marie schon lange gehofft und gerechnet. Dies erklärte sie freimüthig dem Vater und der Jörge-Toni bereute bitter sein voreiliges Handeln, aber der Amerikanerfris ließ sich nicht so leicht abfinden und pochte auf das gegebene Wort, drohte mit Prozeß und Gericht, und brachte den guten Jörge-Toni endlich so weit, daß dieser ihm eine Summe Geldes ver-

sprach, wenn er die Sache ruhen lassen wollte. Der Amerikanerfris, dem es nur um Geld zu thun war, lachte in's Häufchen und sie wurden wieder gute Freunde, wie vorher, und der Kranzwirth hatte jeden Abend die guten Gäste im Hause und war auch zufrieden; und so ging's, bis endlich der Tod ohne Komplimente einen Riß in das schöne Verhältniß machte und den Jörge-Toni mit seiner kalten Hand faste und ihn sechs Schuh unter die feuchte Erde bettete.

Ein Jahr und darüber war seit dem Tode des Jörge-Toni verlossen.

Marie's Geliebter war aus der Fremde heimgekehrt und nun sollte lustige Hochzeit sein, zu der die Verlobten auch den Amerikanerfris einluden, der täglich noch seine Schöppl beim lieben Kranzwirth mitnahm und, wie die böse Welt sagte, schon eine bedeutende Zeche am schwarzen Brett daselbst stehen hatte.

Unter lärmender Fröhlichkeit, Tanz und Musik war der Hochzeitstag bereits beendet und nur wenige Stammgäste labten sich noch im Kranze an dem vortrefflichen Weine, den der Kranzwirth aus eigenem Gewächse gewonnen hatte und nur an besonderen Festtagen den treuen Freunden seines Hauses vorsezte; daß der Amerikanerfris auch dabei war, versteht sich von selbst. Da gedachten sie nun im gemüthlichen Gespräche der vergangenen Jahre, und als sie auch auf den Jörge-Toni zu sprechen kamen, da fing der Amerikanerfris, der wieder einmal gehörig angezapft war, zu weinen an, daß er am Jörge-Toni den besten Freund verloren habe, der ihm gerne die schmutze Marie gegeben hätte u. s. w. u. s. w.

„Hast du denn den Jörge-Toni auch schon heimgesucht da draußen auf dem stillen Kirchhofe?“ fragte jetzt einer den Fris.

Das ging dem Fris in die Seele, und „heute noch will ich n'aus zu ihm,“ rief er, „und will's ihm n'unter sagen in sein kaltes Bett, daß ich ihn nicht vergessen habe.“ Und er weinte dazu und schwankte fort, um dem Jörge-Toni noch einen Besuch zu machen in der stillen Nacht; und als er hinauskam zu dem öden Reiche der Todten, da ließ's ihm doch ein wenig kalt über den Rücken, doch er tappte weiter über die Gräber, um seinen Freund zu finden, und rief laut in seiner Weinlaune: „Jörge-Toni wo liegtst?“ Der aber mochte zu fest schlafen,

um den Ruf seines Freundes zu vernehmen, oder wollte ihn vielleicht auch nicht hören, kurz der Amerikanerfriz rapped weiter und fiel bei der Dunkelheit in ein neues Grab, in welchem am andern Morgen ein ehrfamer Rothgerber ausruhen sollte von des Lebens Mühen und Sorgen.

"Toni, Toni," rief jetzt der Friz, der nicht anders meinte, als der Jörge-Toni hätte ihn zu sich herabgerissen, "laß los, laß los!" Aber das Grab hatte seine sechs Schuh in die Tiefe und der Amerikanerfriz war kein guter Turner, auch war die Erde naß und schlüpfrig. Nachdem er noch lange gejammert und gewinselt hatte, so daß der Nachbar im andern Grabe fast an die kalte Zwischenwand geklopft und ihn zur Ruhe gewiesen hätte, schlief er ermattet und erschöpft ein.

Die lustige Gesellschaft im Kranze dachte nimmer an das Vorhaben des Amerikanerfriz und glaubte, daß er sich schlafen gelegt habe, worin sie zwar nicht Unrecht hatte.

Der aber schlief mit seiner stillen Nachbarschaft ganz ruhig und fest, so daß er nicht einmal vom Schalle des Glöckleins erwachte, das am andern Morgen besagtem Rothgerber zur Ruhe läutete; und als der Zug herankam und der Pfarrer das Grab einsegnen wollte, da lag — o Wunder — der Amerikanerfriz drinnen, rieb sich gerade die Augen und besann sich, wo er denn eigentlich wäre. Als er aber den Pfarrer zu sich heruntersehen sah und das Glöcklein hörte, da war's ihm auf einmal klar, wo er sei, und als man ihn heraufgezogen hatte, um dem Rothgerber Platz zu machen, da schämte er sich fast zu Tode und schwur hoch und theuer, nie wieder in den Kranz zu gehen, der doch allein an seinem Unfalle schuld sei.

Ob er sein Gelübde gehalten, hat der Wanderer nicht erfahren können. Von jener Zeit an aber hieß man ihn nicht mehr Amerikanerfriz, sondern Gräberfriz, weil er seinen Freunden treu sei bis in's Grab.

**An was ein Mensch sterben kann.**

Ein Leichenschauer füllte die Rubrik "Art des Todes" folgendermaßen aus: Mittelst Erhenken und lange, lange andauerndes Leiden an einem bösen Fuße.

**Weißt Du, wie schwer die Last einer bösen Schwiegermutter ist.**

Dieses Problem ist gelöst!

Als die Tragfähigkeit der Eisenbahnbrücke von Kehl nach Straßburg eine Probe zu bestehen hatte, fuhren mehrere Lokomotive mit vielen 100,000 Zentn. beladenen Güterwägen hin und her und blieb endlich mit der vollen Wucht ihres Gewichtes auf derselben stehen. Die Elastizität und Tragfähigkeit wurde von Laien und Technikern gleich bewundert. Ein dabei stehender Techniker aber erlaubte sich die naive Bemerkung: Diese Mühe hätte man sich ersparen können. Man hätte blos seine Schwiegermutter darauf stellen dürfen!!!

Ein Polizeidiener machte folgendes bekannt: Alle Diejenigen, die dieses Jahr militärpflichtig werden, haben sich am 27. beim Oberamte zu stellen; sie sind unterdessen — zu Jedermanns Ansicht — sämmtliche am schwarzen Brette angenagelt!!!

**Wie vielerlei Leute es beim Süttenwesen (Eisenfabrikation) von unten bis oben gebe.**

Ein untergeordneter Arbeiter machte folgende Rubriken. Es gibt, meinte er:

1. Solche, die's wissen, wie man's macht, und es auch selbst machen können.
2. Solche, die's wissen, wie man's macht, es aber selbst nicht machen können.
3. Solche, dies nicht wissen, wie man's macht und auch nicht machen können.

**Guter Rath.**

Göthe's Mutter klagte einst ihrem Sohne, es werden ihr so oft Gemälde gezeigt, und sie wisse dann nie, was sie davon sagen solle, er möchte ihr doch Etwas angeben, wie sie sich dabei helfen könne. Da habe er ihr gesagt: "Mutter, wenn man Ihr ein Bild zeigt, so sehe Sie es eine Weile recht scharf an und sage dann bedeutend: Das macht seinen Effekt! Da wird dann Jedermann Sie für eine Kennerin halten."

### Zweierlei Doktoren.

"Guten Abend, Herr Doktor! Ich hab' da schon lange eine Leidenschaft in mei'm linken Arm, es reißt mich so von der Achsel bis —"

"— Ja, lieber Freund, Ihr seid im linken Haus, ich bin Doktor in Rechten." (Advokat.)

"So! und mir fehlt's im linken Arm, da ist freilich nichts zu machen. Adieu!"

### Nützliche Mittel.

Anwendung des Chlorkalks zum Vertreiben des Ungeziefers. Der Chlorkalk ist schon mehrfach zur Desinfektion der Ställe, zur Verhütung mannichfacher Viehseuchen, besonders der Klauenseuche empfohlen worden. Es lassen sich indessen in der Hauswirtschaft noch mannichfache andere nützliche Anwendungen machen. Wird das Vieh im Sommer in den Ställen sehr von Fliegen geplagt, so genügt es, etwas Chlorkalk auf einem erhöht angebrachten Brette auszubreiten und während der Nacht ein Fenster offen zu lassen, aus dem die Fliegen dann schleunigst entfliehen. Die geringe Chloraussdünstung schadet dem Vieh durchaus nicht, sondern dient nur dazu, die Luft im Stalle von schädlichen Ausdünstungen zu befreien.

Natürlich muß dieses Mittel von Zeit zu Zeit erneuert werden.

Ebenso scheinen Ratten und Mäuse aus Räumen, in denen etwas Chlorkalk ausgestreut wird, eiligst zu entweichen, wie dies sich z. B. in Nürnberg in einem Gasthose zur Evidenz herausgestellt hat.

Kohlfelder, die mit einer sehr verdünnten Lösung von Chlorkalk besprengt wurden, blieben von Erdflöhen und Kohlweisslingen vollkommen verschont. Man rührt Chlorkalk mit etwa der 100fachen Menge Wasser an und bespritzt mit einem Staubbesen, Maurerpinsel oder einer tragbaren Staubspritze am Abend oder Morgen die Pflanzen. Um Raupen von den Bäumen zu entfernen, giebt es kein besseres Mittel, als Bestreichen der Rinde mit einem dicken Chlorkalkbrei. Auch gegen Blattläuse scheint er sich wirksam zu zeigen.

Zur Reinigung von Gypsfiguren wird Pergamentweiß mit Leimwasser zu einer dünnen Milch gerührt und mit dieser die Gegenstände zwei- bis dreimal angestrichen.

Die Außenseiten der Neubauten mit einer Silicatauflösung (Wasserglas) getränkt, macht dasselbe so hart wie Kieselstein. Dies treffliche Verfahren findet in Frankreich bei Neubauten allgemeine Nachahmung.

Das beste Mittel gegen den Holzwurm ist das bekannte Benzin. Das angegriffene Holz wird damit getränkt und die vorhandenen Löcher mit der Flüssigkeit angefüllt. Auch Ameisen, Wanzen und anderes lästiges Ungeziefer kann damit vertilgt werden.

Sehr guter Kitt. Um Holz mit Glas, Stein, Metall zu verbinden, gibt Dr. Eisner in Berlin folgenden vortrefflichen Kitt an. Man kocht guten Leim zur Konsistenz für Tischlerarbeiten ein, am besten, indem man die Leimtafeln in kaltem Wasser aufquellen läßt und dann das Gefäß in kochendem Wasser so lange erhitzt, bis die Tafeln zerfloßen sind. Man setzt dem Leim sodann so viel durchgeseibte Holzasche unter beständigem Umrühren hinzu, bis sich eine firnisartige Masse bildet, mit der, nun noch warm, die vorher gut gereinigten, ebenfalls erwärmten Stellen, die gefittet werden sollen, bestrichen werden. Man drückt die Theile alsdann kräftig zusammen und läßt sie erkalten. Die Kittung hält ungemein fest und ist kaum wieder zu trennen, indem häufig der neue Bruch an ganz frischen Stellen stattfindet, ehe der Kitt losläßt.

Die Dinte an den Stahlfedern haften zu machen. Bei der Fabrikation der Stahlfedern werden dieselben, um das Rosten zu vermeiden, mit einer fettigen Schicht überzogen, welche aber das Anhaften der Dinte an neuen Federn erschwert. Durch Eintauchen derselben in Kalklauge, durch schwaches Erhitzen über einer Lichtflamme, besser wohl noch durch Eintauchen in Benzin und Abwischen läßt sich das Fett entfernen, wo dann die Dinte sofort an der Feder haftet.